№ 15. Morgenblatt.

Dienstag, 11. Januar.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Redaktion: W., Lützowstraße 105.
Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105. W., Kronenstraße 46. O., Gr. Frankfurter Str. 87.

Druck und Verlag: „Gutenberg", Drucker- und Verlag-Aktien-Gesellschaft. Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Illustrirtes Sonntagsblatt."

Berlin. 1858. — 46. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin: Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf. Monatlich „ „ — 1 „ 35 „ Wöchentlich „ „ — „ 35 „
Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3,25 Mk., Monat 1,10 Mk., Woche 30 Pf.
Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4,50 Mark, preismonatlich 3 Mark, dritte Monat 1,50 Mark.
Einzelne Nummer: 10 Pfennig.
Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Eine Erinnerung.

Das Ministerium der „neuen Aera", das der Prinzregent am 8. November 1858 berufen hatte, wurde von allen Liberalen mit erwartungsvoller Freude empfangen. Man hoffte, daß die neuen Männer wenigstens einige der altliberalen Forderungen bewilligen würden. Statt dessen wurde man bald gewahr, daß die Minister die Verwaltungspraxis ihrer reaktionären Vorgänger mit heiliger Scheu konservirten. Vielleicht hätte das Ministerium eine entschiedenere Haltung angenommen, wenn sich die ausschlaggebende liberale Fraktion v. Vincke nicht so „staatsmännisch", das heißt unentschieden gezeigt hätte. Der Führer der Fraktion, der westfälische Freiherr v. Vincke, hatte in seinem Verhalten viel Aehnlichkeit mit Herrn v. Bennigsen: er gab beim geringsten Widerstand nach und begnügte sich mit einem ganz geringen Zugeständniß auch da, wo er durch festes Auftreten Alles erreichen konnte. Man könnte fast meinen, der Druck der zehnjährigen Reaktion lastete noch auf den Gemütern. Hatten doch, nach dem Zeugnisse von Ludolf Parisius, bei den Neuwahlen von 1858 bekannte Demokraten wie Waldeck, Schulze-Delitzsch und Andere nicht kandidirt, um der neuen Aera das Einlenken in liberale Bahnen nicht zu erschweren.

Sehr bald sah man ein, wie falsch dies Verhalten war. Waldeck, Taddel, Schulze-Delitzsch ließen sich bei Nachwahlen aufstellen und wurden gewählt. In der Fraktion v. Vincke hatten sich bald die entschiedeneren Elemente unter der Führung des Freiherrn Leopold v. Hoverbeck zusammengefunden, aber man scheute sich, die durchaus notwendige Trennung vorzunehmen. Man schlug einen anderen Weg ein. Die Unzufriedenen verabredeten, bei Beginn der dritten Session, die zum 14. Januar 1861 einberufen war, sich zwei Tage früher in Berlin einzufinden und ein festes politisches Programm zu entwerfen.

Morgen sind es 37 Jahre her, daß dieser Entschluß zur Ausführung kam. Man kann den 12. Januar 1861 mit Recht als den Geburtstag der Fortschrittspartei bezeichnen. Bis in die Nacht hinein wurde beraten und das Programm in den Hauptzügen festgestellt. Die Redaktion übernahmen Rechtsanwalt v. Forckenbeck-Mohrungen, Freiherr v. Hoverbeck-Allenstein, Kommerzienrat Behrend-Danzig, Rechtsanwalt Krieger-Goldap. Am nächsten Abend schon war diese Arbeit beendigt und der Fraktion das Programm zur Beschlußfassung vorgelegt. Am 16. Januar wurde es von den damaligen Wadelstrümpfiern mit 70 gegen 32 Stimmen abgelehnt.

Die unterlegenen Mitglieder zogen nicht sofort die Konsequenz dieses Beschlusses. Erst am 8. Februar erklärten zwölf Mitglieder der Fraktion ihren Austritt, sechs liberale Wilde schlossen sich ihnen sofort an, nach seiner Wahl auch Schulze-Delitzsch, so daß die neue Fraktion „Junglittauen", wie sie Freiherr von Vincke spöttisch benannt hatte, alsbald 19 Mitglieder zählte.

Es scheint uns sehr angebracht, der jetzigen Generation diese Vorgänge wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Denn die heutigen Verhältnisse haben viel Aehnlichkeit mit denen vor 37 Jahren. Im Abgeordnetenhause sitzt nur ein kleines Häuflein freisinniger Männer, nicht einmal geschlossen, sondern in zwei Gruppen geteilt. Die konservative Mehrheit ist übermächtig, die Nationalliberalen von „staatsmännischer" Nachgiebigkeit gegen die reaktionäre Regierung beseelt. Wie damals tritt auch jetzt das Abgeordnetenhaus zur letzten Session zusammen. Darnach kommen die Neuwahlen, die der Reaktion fünf Jahre ungestörter Arbeit ermöglichen, wenn es nicht gelingt, das Volk genau so energisch aufzurütteln, wie im Jahre 1861.

Sollte heute der Druck der Reaktion weniger hart empfunden werden, als in den fünfziger Jahren? Damals schrieb ein gemäßigt-liberales Blatt:

„Die Erdbeben der Gewalttat vermögen es weniger, die Gesittung eines Landes zu zerstören, als die moralische Pest, die aus der Mißachtung des Rechts und der Verleugnung gegebener Gesetze durch ihre eigenen Urheber emporsteigt . . . Gerade so erscheint das Verhältniß zwischen dem durch Gewalt gebrochenen Recht und der beständig vergifteten Zeitperiode der preußischen Reaktion von 1850–58, einer Parteiherrschaft, die auf dem Grundsatz der tiefsten Unsittlichkeit begründet war und in der Verleugnung des Rechts ihre innerste Aufgabe suchte. Wenn ein politischer Notstand 1848 die Gewalt im geistigen Kampfe großer Gegensätze durchaus entschuldbar machte, so gab es doch keine moralische Rechtfertigung für die Tätigkeit derjenigen Männer, welche die Grundlage ihrer Gewalt in der Vernichtung des öffentlichen Rechtsbewußtseins suchten. In der frivolen Paradoxie der herrschenden Partei, nach den Grundsätzen ihrer Moral war es verdienstlich, das höchste Verfassungsgesetz bei jeder Gelegenheit öffentlich zu schmähen, die Zensur und die administrative Bedrückung für „wahre Preßfreiheit" auszugeben, ein System der Einschüchterung bei den Wahlen als Garantie des freien Meinungsausdrucks zu preisen u. s. w."

Wieviel von dem, was damals zur Kennzeichnung der Reaktion gesagt wurde, trifft auch noch heute zu! In mancher Beziehung sind wir noch schlimmer daran, denn heute führen im Reich und in Preußen die Leute das große Wort, die ein nationalliberales Blatt in einer Zornesaufwallung ganz richtig als „Bentepolitiker" kennzeichnete. In unserer politischen Entwickelung sind wir ehrer rückwärts als vorwärts gekommen. Das zeigt ein Blick auf das erste Programm der Fortschrittspartei. Es lautet:

„Wir verlangen 1. gänzliche Umgestaltung des Herrenhauses, das sich bis zu den letzten Ernennungen als völlig unbrauchbar für ein verfassungsmäßiges Staatsleben erwiesen hat; 2. Revision der Wahl-Gesetzgebung, vor allem Abschaffung der öffentlichen Abstimmungen; 3. vollständige Preßfreiheit; 4. freies Vereinsrecht mit Aufhebung des Gesetzes vom 11. März 1850; 5. ein ehrliches Geschworenen-Gericht, nicht ein solches, das der Regierungspräsident sich nach Belieben zusammensetzt; 6. Wiederherstellung des Geschworenengerichts für Anklagen wegen politischer und Preßvergehen; 7. Abschaffung des Gesetzes über das Verfahren bei Kompetenz-Konflikten; 8. ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister; 9. Verantwortlichkeit aller Beamten wegen Amtshandlungen auf Zwillogen; eine Gemeindeordnung für Stadt und Land, gegründet auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung und Selbstverwaltung; 11. Revision der Gewerbegesetzgebung auf Grundlage der Gewerbefreiheit.

Wie viele — oder, besser gesagt, wie wenige — von diesen Forderungen sind inzwischen erfüllt worden? Haben wir ein freies Vereinsrecht? Nein, man hat es im vorigen Jahre noch mehr zu beschneiden versucht. Haben wir Preßfreiheit? Nein, aber eine ministerielle Anregung, Beleidigungen so scharf wie irgend möglich zu bestrafen. Haben wir Ministerverantwortlichkeit? Geschworenengerichte für Preßvergehen? Verantwortlichkeit der Beamten? Ist das Wahlrecht für den Reichstag gesichert? Nein! Aber dafür hat das „elendeste aller Wahlsysteme", das Dreiklassensystem, sich nicht nur konservirt, sondern noch mehr verschlechtert. Was ist aus der Selbstverwaltung und der Landgemeindeordnung geworden? Wie steht die Gewerbefreiheit aus mit den mittelalterlichen Innungsflicken daran? Eine Antwort darauf ist unnötig! Wir wollen nur noch die Liebesgabenpolitik, die Entwickelung des Militarismus zu Lande und zu Wasser und die nach Herrn von Bennigsen „beschämende Zurückstellung" dringender Kulturaufgaben hinzutun, dann wird niemand zweifeln, wie wir es so herrlich weit gebracht!

Sollte das Bürgertum wirklich nicht im Stande sein, dem Vorwärtsdringen der Reaktion Halt zu gebieten? Damals war ein kleines Häuflein entschlossener Männer im Stande, die Mehrheit der Wähler zum Kampf gegen Reaktion zu sammeln. Weshalb gelang es ihnen? Weil sie unerschrocken den „Ruck nach Links" machten, der in der freisinnigen Partei wohl angekündigt, aber nie ausgeführt worden ist. „Mit der bloßen Defensive kann eine politische Partei nicht bestehen, viel weniger noch Terrain und Anhänger erobern." Dieses Wort, mit dem Bismarck im Herbst 1861 an dem Verhalten der Konservativen Kritik übte, gilt noch heute. Nur die entschlossene Geltendmachung demokratischer Forderungen kann heute noch helfen. Sowie man sich auf die „staatsmännische" Erwägung zurückzieht, nur das „zunächst Erreichbare" zu fordern, geht die Kraft des Angriffs verloren. Weshalb, so fragen wir, ist z. B. die alte demokratische Forderung: „Trennung von Staat und Kirche" so gänzlich verschwunden?

Noch ist es Zeit, den Ruck nach links zu machen! Anstatt langatmiger Programme, deren relativ bestes Teil nur verschämt vertreten wird und die mancher guten alten demokratischen Forderung überhaupt entbehren, ein kräftiges Draufgehen mit frischen, unverbrauchten Kräften, die nicht schon mit allerlei politischen Unterlassungssünden erblich belastet sind, — darin wird heute, wie vor siebenunddreißig Jahren, das Geheimniß des Erfolges liegen!

Der Prozeß Esterhazy.

Im Prozeß Esterhazy wird die Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen. Das ist das bemerkenswerteste Ergebniß der gestrigen Verhandlungen des Kriegsgerichts. Unter Ablehnung des Antrages des Staatsanwalts auf Ausschluß der Oeffentlichkeit beschloß der Gerichtshof nach zweistündiger Beratung mit fünf gegen zwei Stimmen, daß die Oeffentlichkeit nach Möglichkeit herzustellen, und nur da auszuschließen sei, wo Staatsgeheimnisse in Frage ständen. Gegen diese Beschränkung der Oeffentlichkeit wird sich nichts einwenden lassen. Auch das deutsche Reichsgericht pflegt bei Hoch- und Landesverratsprozessen die gleiche Beschränkung anzuordnen.

Wie der Präsident des Kriegsgerichts, General Luxer, bei Verkündung des Gerichtsbeschlusses ausdrücklich anführte, glaubten die Richter auf die große Erregung des Publikums Rücksicht nehmen zu müssen. Diese Erregung ist in der Tat eine ungeheure. Die öffentliche Meinung war es müde, sich mit allerhand wüsten Klatschgeschichten vollstopfen zu lassen. Sie verlangte endlich klar zu sehen, sie verlangte vor allem Klarheit über die Frage, ob in den Kriegsgerichten ordnungsmäßig verhandelt würde, oder ob die von vielen Seiten aufgestellte Behauptung richtig sei, daß die Verhandlungen gegen Esterhazy weiter nichts als eine Posse sein würden, gleichwie die Verhandlungen gegen Dreyfus eine Posse gewesen wären. Der Gerichtshof hat nicht gewagt, diesem Verlangen Widerstand zu leisten, und so wird endlich alle Welt zu prüfen Gelegenheit haben, wie es um Esterhazy und wie es um Dreyfus steht. Befremdlich bleibt der Widerstand, den die französische Regierung der Forderung auf Oeffentlichkeit der Kriegsgerichtsverhandlungen bisher entgegengesetzt hat. Lag die Sache so klar, wie General Billot in der Kammer behauptet hatte, war die Regierung überzeugt, daß weder im Prozeß gegen Dreyfus, noch in der Untersuchung gegen Esterhazy irgend ein Verstoß gegen die Vorschriften des Rechtes und der Gesetze begangen worden sei, wie sie gleichfalls durch den Mund ihrer Vertreter im Parlament hatte versichern lassen, so lag für sie kein Grund vor, die Oeffentlichkeit zu scheuen. Nunmehr müssen die Verhandlungen in Sachen Esterhazy auch über die Frage Klarheit bringen, ob die Regierung mit gutem Gewissen für die Auf-

---

Nachdruck verboten.

Richtet nicht!

Roman nach fremdem Motiv. Frei bearbeitet von Max v. Weißenturn. 41)

Auf sein Klingeln erschien endlich ein Dienstmädchen; Loris war es, als betrachte ihn dasselbe mit frecher, herausfordernder Neugierde, und er wandte das Antlitz ab, sich im Stillen die Frage stellend, ob Jene denn wisse, daß er ein Sträfling sei. Er war in die Vorhalle getreten, sie aber hinderte ihn, weiter zu schreiten, indem sie bemerkte:

„Frau Loris ist bereits abgereist, Herr!"

„Abgereist?" wiederholte er verblüfft.

„Ja; sie, ihr kleiner Junge und das Dienstmädchen sind nach London gereist; da es Sonntag ist, mußten sie einen frühen Zug benützen; die Frau hat einen Brief zurückgelassen für den Fall, daß Sie herkommen sollten."

Der Verwalter hatte die Empfindung, als ob er umsinken müsse. Isabella hatte sich nach London begeben, nach der Millionenstadt, in welcher sie allein und verlassen war. Ihre Gefühle gegen ihn konnten also keiner milderen Stimmung Raum gegeben haben. Sie war vor ihm geflohen!

Er sprach nichts; das Mädchen war in das Wohnzimmer getreten und kehrte nun mit dem Briefe zurück.

„Ich danke Ihnen," sprach der Verwalter, wandte sich ab, um zu gehen, zögerte dann aber noch einen Augenblick und fragte, mit welchem Zuge seine Frau abgereist sei.

Die Magd teilte es ihm mit und er forschte nun auch noch, wie sie ausgesehen und wie sie sich dem äußeren Anscheine nach befunden habe.

„Sie war sichtlich sehr erregt und hat die ganze Nacht geweint, das arme junge Ding!" berichtete das Dienstmädchen, welches eine gewisse Schadenfreude darüber zu empfinden schien, daß es ihm Unangenehmes mitteilen könne.

Der Verwalter schwieg; er wußte, daß ihn Tadel treffe, was also hätte er einwenden können? Er verließ das Haus mit Isabellen's Brief in der Hand und begab sich nach der Stadt; er wünschte allein zu sein, wenn er das Schreiben öffnete. Was mochte sie ihm zu sagen haben? Nach London gereist war sie? Er hatte sie zwar stets in großmütiger Weise mit Geldmitteln versehen, aber die Fahrt nach London von drei Personen machte doch so viel aus, daß ihr keine große Summe mehr hatte übrig bleiben können, um damit das Leben in der Metropole zu beginnen. Darauf stützte sich seine Hoffnung, ihr eine halbwegs sorgenfreie Zukunft bereiten zu können, Isabella liebte das Behagen, welches nur durch entsprechende Geldmittel sich erwerben ließ, und damit er ihr dieses verschaffe, würde sie sicherlich bald den Wunsch hegen, ihn zu sehen.

Als er sich endlich allein sah, öffnete Konrad Loris den Brief seiner Frau und las:

„Ich hatte den Beschluß gefaßt, nie mehr mit Dir zu sprechen, Dich nie mehr zu sehen, aber ich bin anderer Ansicht geworden. Wenn ich Dir keine Nachricht sende, könntest Du annehmen, daß ich mit der Zeit gewillt sei, die Schmach zu vergessen oder zu verzeihen, welche Du über mich gebracht, das aber wird nun und nimmer geschehen.

Du könntest vielleicht denken, daß meine Armut, daß die Notwendigkeit, leben zu müssen, mich dazu zwingen wird, von Dir abhängig zu sein; der Himmel aber, welcher so grausam gegen mich verfahren, hat sich endlich meiner erbarmt. So lange ich lebe, werde ich pekuniär verhältnismäßig sorgenfrei existiren können und jedenfalls von Dir vollkommen unabhängig sein, dem Himmel sei dafür gedankt! Der Brief, welchen Du mir gebracht, kündigte mir den Tod einer Großtante an, von der ich kaum jemals im Leben vernommen, die aber ohne Testament gestorben und deren naturgemäße Erbin ich bin, wenn ich unseren Verwandschaftsgrad nachweisen kann; zum Glück bin ich in der Lage, dies tun zu können. Ich werde aufhören, Deinen geschändeten Namen zu tragen, und wieder meinen Mädchennamen führen. Mein Junge soll nie einen anderen Namen kennen. Ich teile Dir all' das mit, damit Du begreifen lernst, daß ich mich nicht vor Dir fürchte, daß ich vielmehr den Mut besitze, Dir zu trotzen. Wenn Du es wagst, mich in irgend einer Weise zu behelligen, wenn Du es allerorts bekannt machen, wer und was Du bist. Nötigenfalls wende ich mich schutzsuchend sogar an die Behörde.

Du sollst wissen, wo ich bin, aber wage es nicht, mir zu nahen. Ich verabscheue Deinen Anblick, wie ich Deinen Namen verabscheue. Es erübrigt mir nur mehr, eine Aufgabe zu erfüllen; ich weigere mich, ja, ich weigere mich geradezu, mit Teil zu haben an der niedrigen, gemeinen Täuschung, welche Du und jenes abscheuliche Weib an mir und anderen Unschuldigen begangen habt.

„Jetzt hab' ich Dir alles gesagt, was Du zu wissen brauchst, möge ich Deiner nie im Leben mehr ansichtig werden. Ich hasse Dich jetzt; wenn Du Dir aber eine Unterredung mit mir erzwingen willst, dann werde ich Dir fluchen."

Die erbarmungslosen Worte Isabellen's schnitten Konrad Loris tief in die Seele. Nicht die geringste Anspielung hatte sie an eine Liebe gemacht, die offenbar in ihrer Seele längst erstorben sein mußte.

Eine Zeit lang starrte der Verwalter sprachlos auf das Blatt, welches er in Händen hielt, dann sagte er leise:

„Gott sei Dank, daß sie keine Not zu leiden braucht. Es ist ein harter herzloser Brief, den sie da geschrieben, ein Brief, in welchem sich auch nicht ein Funken weiblichen Mitleids verrät, und doch verdiente ich all' ihre Vorwürfe; ich habe ihre und ihres Knaben Existenz zu Grunde gerichtet."

Eine Zeit lang stand er in tiefe Gedanken versunken da; dann trat plötzlich der Ausdruck der Entrüstung in seine Züge und er las nochmals langsam die Stelle durch, wo sie geschrieben, daß sie sich weigere, mit Teil zu haben an dem schnöden Verrat, welchen er und jenes erbärmliche Weib an ihr und anderen Unschuldigen geübt. Was sollte das heißen? Plötzlich durchzuckte ihn die Erkenntniß der Wahrheit.

„Gott im Himmel möge ihr ihr Vergehen verzeihen! Sie beabsichtigt, mein Geheimniß in Miltown zu verraten, meine dortige Stellung zur Unmöglichkeit zu machen. Ich fühle, daß das keine beängstigende Vorahnung, sondern positive Wirklichkeit ist."

Konrad Loris benützte den nächsten nach Miltown abgehenden Zug, denn er sagte sich, daß er am besten daran tue, der Situation mutig die Stirne zu bieten und sich selbst zu überzeugen, wie weit der unheilvolle Einfluß seiner Frau bereits gewirkt habe. Er übernachtete, da er seine Wohnung nicht betreten wollte, in einem an der äußersten Grenze der Stadt gelegenen Wirtshause und begab sich am Montag früh

Den eintretende Abonnenten erhalten den bereits erschienenen Teil dieses Romans auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.